



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bartels, Adolf: Jeremias Gotthelf. 4

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Jeremias Gotthelf

Von Adolf Bartels

4



Es bleibt noch übrig, die kleinern Schriften von Vigizius zu betrachten. Sie sind sehr zahlreich, teils mehr poetisch, teils mehr prosaisch. Zunächst die einzeln erschienenen. „Die Wassernot im Emmenthal,“ 1838 vor dem „Schulmeister“ herausgegeben, dürfte man den prosaischen Schriften zuzuzählen geneigt sein, da sie die Schilderung eines Naturereignisses mit den für einen Prediger sich ergebenden Nutzanwendungen ist, doch hat schon Keller bemerkt, daß nur die gereinigte Sprache und das rhythmische Gewand im engeren Sinne fehle, um dies Werk zu einem klassischen, mustergiltigen Gedicht zu machen. Jedenfalls ist Größe der Anschauung darin. Die beiden die Branntweinpest bekämpfenden Erzählungen, die ihrem Umfang nach hierher gehörten, sind ihrer Wichtigkeit wegen schon früher behandelt worden. Ihnen folgte 1840 die „Armennot,“ eine prosaische Schrift von bedeutender Tragweite mit fast gräßlichen Schilderungen der Sünden der Besitzenden, namentlich an den armen „Güterhuben,“ und ganz eigentümlichen Gedanken über das soziale Elend und seine Abhilfe, die das Werkchen noch heute lesenswert machen. Eine merkwürdige Stellung unter Gotthelfs Schriften nimmt der „Sylvestertraum“ ein, 1842 herausgegeben. Es ist das Lyrischste unter seinen Werken, „die Wehmut, das tiefe Leiden über das Leiden dieser Welt, möge es seine Quelle in Gottes Willen, in Mißverständnissen oder in getrübbten Seelenzuständen haben,“ liegt nach seinen eignen Worten der Dichtung zu Grunde. Den „Knaben des Tell“ schließt man am besten den „Bildern und Sagen aus der Schweiz“ wie die „Zwei Erbvettern“ den „Erzählungen und Bildern aus dem Volksleben der Schweiz“ an, eine besondere Erwähnung darf aber „Doktor Dorbach, der Wähler“ beanspruchen, die ganz vortreffliche Charakteristik eines verkommenen radikalen Demagogen, der ich von neuern naturalistischen Werken etwa Gerhart Hauptmanns „Apostel“ vergleichen möchte. Endlich sei noch „Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber“ genannt; eine Gelegenheitschrift, zur Empfehlung der Sparkassen geschrieben, zeigt das Werkchen doch, daß sich

Vigizus auch auf einem Boden, der ihm fremd war (Baselland), und in Verhältnissen, die ihm fremd waren (Hausindustrie für Fabrikanten), dank seiner gesunden Anschauungskraft heimisch zu machen wußte.

Die kleinern erzählenden Schriften Gotthelfs nehmen nicht weniger als sechs Bände, also ein Viertel der Gesamtausgabe ein. Einige ernst zu nehmende Litteraturhistoriker und Kritiker — die meisten kennen Gotthelf nur oberflächlich — finden unter ihnen das Beste, Reinste und Schönste, was uns Gotthelf hinterlassen habe. So sagt Adolf Stern (Geschichte der neuern Litteratur): „Die kleinern Produktionen Gotthelfs übertrafen in jeder Beziehung seine größern tendenziösen, für ein festes, ehrenhaftes Beharren in altgewohnten Zuständen und Überlieferungen energisch eintretenden Volksbücher. Den reinsten und gewinnendsten Eindruck hinterlassen die Erzählungen, in denen Gotthelf entweder ein ganzes Menschen-schick-sal mit seinem Auf und Ab in lebendig-eindringlichen Zügen vorführt und dabei oft eine Stimmungsgewalt ohne gleichen entfaltet, oder in denen er einen einzelnen absonderlichen Vorgang mit derbem, aber unverfälschtem Humor behandelt.“ Es ist selbstverständlich, daß eine kleine Erzählung in der Regel geschlossener, einheitlicher, daher oft auch reiner und eindringlicher gerät als ein großer Roman (wie denn beispielsweise auch unsre modernen Naturalisten vielfach ihr Bestes auf dem Gebiet der Skizze geleistet haben), dennoch darf man deswegen das kleine Werk nicht über das große stellen, wenn dies auch lebensvoll ist, und bei Gotthelf darf man es gar nicht, da seine größern Werke doch eine ganze Welt umfassen, von der die in den kleinern geschilderten Schauplätze mit ihren Ereignissen, Menschen und Dingen nur Winkel sind, in die man, ohne die größern Werke zu kennen, nicht einmal deutlich hineinblicken kann. Darin hat Stern aber Recht: es finden sich unter den kleinern Erzählungen Gotthelfs vortreffliche Sachen. Zwar die „Bilder und Sagen aus der Schweiz,“ meist historische Erzählungen, wirken fast seltsam, Keller behauptet auch, sie wären in einem so übertriebnen, ungeschickten Breughelstil geschrieben, und Gotthelf halte sich so gewaltsam an einen verdorbnen Volksgeschmack, daß sie keine Bedeutung haben könnten. Das ist nicht ganz richtig; allerdings hat Gotthelf den Ton zu hoch, zu pathetisch genommen, aber man kommt recht gut aus, wenn man statt an Höllenbreughel an Ossian und Fouqué erinnert, die Naturgemälde sind vielfach geradezu ossianisch, und die Ritter gewaltsam-reckenhaft wie die Fouqués, natürlich vom schweizerisch-demokratischen Standpunkt gesehen. Den Ton, in dem das Volk Rittergeschichten liebt, hat Gotthelf, glaube ich, gerade getroffen, der Künstler Keller mag das „dem verdorbnen Volksgeschmack huldigen“ nennen, man soll aber nicht übersehen, daß inhaltlich keine der Erzählungen einem verdorbnen Geschmack huldigt, sondern daß jede ihre sittliche Tendenz hat wie alle andern Werke Gotthelfs, daß einige der Sagen eine gewaltige Phantasie zeigen, und daß in einer oder zweien trotz mangelhafter geschichtlicher Studien die Zeitfarbe

ausgezeichnet getroffen, ja das Menschenschickal wirklich aus der Zeit heraus entwickelt ist. Als Beispiel der gewaltigen freischaffenden Phantasie Gotthelfs nenne ich die grauenhafte Erzählung „Die schwarze Spinne,“ eine Art allegorischer Darstellung der Pest als Strafe der Sünde, die Edgar Poes ähnliche Werke an unheimlicher Phantastik vielleicht übertroffen, und gegen die gehalten die Leistungen unsers modernen Symbolismus wie ABG-Schülerkrizeleien erscheinen. Gut mittelalterliche Physiognomie haben der „Letzte Thorberger,“ zum Teil auch der „Knabe des Tell,“ vor allem aber „Kurt von Koppigen“ (in den „Erzählungen und Bildern“), eine Raubrittergeschichte, die beste Leistung Gotthelfs auf geschichtlichem Gebiete. Die Erzählungen „Der Druide“ und „Bertram und Sintram oder die Gründung Burgsdorfs“ sind am meisten offizianisch und verraten, daß Vikizius an die Abstammung der Schweizer (oder doch eines Teils von ihnen) von den alten Helvetern geglaubt hat. Ein paar mal hat er selbst Legendenstoffe behandelt, wie sich denn überhaupt, nebenbei bemerkt, die ganze Stoffwelt der Novellen Kellers schon in Gotthelfs Erzählungen findet.

Den Übergang zu den meist modernen Geschichten in den „Erzählungen und Bildern“ bildet in den „Bildern und Sagen“: „Ein Bild aus dem Übergang 1798,“ das heitere Seitenstück zu der vortrefflichen tragischen Erzählung „Elfi, die seltsame Magd,“ die vielleicht die reinste poetische Leistung Gotthelfs ist, und die Keller „Hermann und Dorothea“ an die Seite stellt. Alle andern Erzählungen Gotthelfs, über dreißig, kann ich natürlich hier nicht charakterisieren; ich erwähne die „beiden Erbvettern“: „Hans Toggeli“ und „Harzer Hans,“ von denen der erstgenannte nach Charakteristik und Führung der Handlung ein wahres Meisterstück, der zweite eines der düstersten naturalistischen Charaktergemälde aus dem Bauernleben ist, die Gotthelf je entworfen hat. Voll köstlichen, frischen Humors sind die Brautschaugeschichten: „Michels Brautschau,“ „Wie Toggeli eine Frau sucht“ und „Wie Christen eine Frau gewinnt,“ denen sich die gleichfalls humoristischen, aber nicht zur Hochzeit führenden „Der Besuch auf dem Lande“ und „Der Ball“ anschließen, die das Zusammentreffen von Stadt- und Landvolk schildern. Ganz in der Stadt spielt „Der Notar in der Falle,“ gleichfalls eine Heiratsgeschichte. Großen, gleichsam volkspädagogischen Wert haben die Lebensgeschichten „Das Erdbeer-Mareili,“ diese zugleich eine der poetischsten Arbeiten Gotthelfs, „Der Besenbinder von Richiswyl“ und „Barthli der Korber,“ eine treffliche Charakterstudie; düstere Bilder aus dem Bauernleben sind „Segen und Unsegen,“ „Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken,“ „Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern“; mit dem politischen Leben hängen zusammen „Der deutsche Flüchtling,“ „Wahlängsten und Nöten des Herrn Böhneler,“ „Niggi Su,“ gegen den Zeitgeist ist noch „Hans Berner und seine Söhne“ gerichtet. Endlich seien noch „Der Sonntag des Großvaters,“ eine etwas auf Nüchternung

gerichtete, aber doch von echt dichterischem und religiösem Geist durchwehte Sterbegegeschichte, und die größere biographische Erzählung „Die Frau Pfarrerin“ erwähnt. Einen richtigen Begriff von dem Wert der kleinern Erzählungen Gotthelfs kann man ohne tieferes Eingehen nicht geben, das würde aber hier zu weit führen. Wer übrigens nur die eine oder die andre liest (und das zu thun macht die Auswahl in Reclams Universalbibliothek leicht), merkt sofort, daß er es mit einem Schriftsteller zu thun hat, der aus der Tiefe des Volkstums schöpft und, so wenig er nach künstlerischer Form strebt, doch ein geborner Erzähler ist.

„Ein großes episches Talent oder, wie man will, Genie“ hat Keller Gotthelf genannt. Das ist in der That der Eindruck, den die Gesamtheit seiner Werke hinterläßt. Wenn es über die Bedeutung des Epikers entscheidet, ob das Material seiner Geschichten und Gestalten neu, frisch und lebendig, dem Leben entnommen, auf unmittelbarer Anschauung beruhend oder konventionell und buchmäßig ist, so gehört der Pfarrer von Lützelsflüh unbedingt zu den größten Epikern aller Zeiten; denn an Fülle, Frische und Wahrheit des Details erreichen ihn nur ganz wenige seiner Genossen, nur die allerersten. Gotthelf wirkt in der That wie die Natur selbst auf uns ein, und es ist nicht ganz zu verwerfen, daß manche seiner gebildeten Verehrer an Homer erinnert haben. Wie bei diesem, genießen wir auch bei Gotthelf, wie sich Keller ausdrückte, „alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung“ mit, d. h. die Erscheinung und das Geschehnde gehen in einander auf, die Schilderung überwiegt nirgends, zugleich stellt sich bei ihm das dem echten Epos angemessene Behagen ein, nicht bloß durch die Gegenständlichkeit, sondern auch durch die Einfachheit und den durchaus ruhigen und klaren Fluß der eigentlichen Erzählung hervorgerufen, die tiefere innere Befriedigung aber bleibt gewöhnlich auch nicht aus, da dem so kräftigen, ja derben Manne doch auch Zartheit und Feinheit nicht fehlen und ein tiefes, nirgends ungesundes Naturgefühl sich bei ihm mit gründlicher Kenntnis der Menschennatur, deren gute Seiten er nirgends verkannte, vereinigte. Fast jedes seiner größern Werke enthält eine Höhe, an der sich das Tiefste und Beste seiner Menschen, gewöhnlich im engen Zusammenhang mit der sie umgebenden Natur, offenbart, und er ist imstande, diese Höhen auch wirklich zu Höhen der Darstellung zu erheben, er deutet nicht bloß an, sondern zeichnet groß und deutlich und läßt die Empfindung mächtig hervorströmen. So hat Keller allerdings das Richtige getroffen, wenn er zuletzt sagt: „Nichts geringeres haben wir in Gotthelfs Werken, als einen reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmäßigen poetischen Ur- und Grundstoffs, wie er dem Menschengeschlecht angeboren und nicht angeschustert ist, und gegenüber diesem positiven Guten das Negative solcher Mängel, die in der Leidenschaft, im tiefern Volksgeschick wurzeln und in ihrem charakteristischen Hervorragen neben den Vorzügen von

selbst in die Augen springen und so mit diesen zusammen uns recht eigentlich und lebendig predigen, was wir thun und lassen sollen, viel mehr als die Fehler der gefeilten Mittelmäßigkeit oder des geschulten Unvermögens." Kurz, wir haben in Gotthelf den Überwinder der rationalistischen, volkstümlich sein wollenden Tendenzschriftstellerei früherer Zeiten, den ersten großen natürlichen oder, wenn man will, poetischen Naturalisten der deutschen Litteratur.

Über Gotthelf ins Klare kommen heißt über den Naturalismus selbst ins Klare kommen. Wir haben gesehen, daß sich bei ihm so ziemlich alles findet, was man als besondere Eigentümlichkeit der modernen Naturalisten seit Zola hervorhebt: die genaue Schilderung des „Milieu“, der berufsmäßigen Thätigkeit, die Unerfrodenheit dem Häßlichen, ja Rohen und Ekelhaften gegenüber, die Verachtung der künstlerischen Komposition, die soziale Tendenz. Auch sprachlich verfährt er naturalistisch, Keller wirft ihm vor, „ohne Grund ganze Perioden in Bernerdeutsch zu schreiben, anstatt es bei den eigentümlichsten und kräftigsten Provinzialismen bewenden zu lassen.“*) Er war daher weit entfernt, das zu thun, was man bis in die neueste Zeit von ihm und von der Dichtung überhaupt verlangte: „allfällige eingeschlichne Roheiten und Mißbräuche im poetischen Spiegelbild abzuschaffen, da es sich einmal darum handelt, in der gemeinen Wirklichkeit eine schönere Welt wiederherzustellen durch die Schrift,“ die Wirklichkeit war ihm eben nicht gemein im schlechten Sinne. Aber wunderbar, während ihn Keller 1849 noch mit Auerbach vergleicht, „bei dem Herz und Gemüt die erste Rolle spielen, und dessen Geschichten daher durch den Konflikt, in welchen jene auch im Dorfe geraten, zu artigen Romanen, lieblichen Dichtungen werden, in denen der Stoff veredelt ist, ohne unwahr zu werden,“ fällt schon 1855 dieser Vergleich vollständig weg, und Gotthelf ist „ohne alle Ausnahme das größte epische Talent, das seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte; die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelfs, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebärende und maßgebende Altertum der Poesie erinnert,“ erreicht da keiner mehr. Keller war trotz seines Radikalismus doch nicht der Mann, auf künstlerischem Gebiete das Gemachte über das Ursprüngliche zu stellen. Gegen die Vergleichenng Gotthelfs mit Auerbach legt auch Manuel Verwahrung ein, der sehr klar erkannte, daß fast alle Geschichten Auerbachs auf den Effekt gearbeitet sind, während Vigilius bei aller Derbheit die Konflikte, die in die Welt des Landmanns hineinspielen, weit milder, die Leidenschaften (wenigstens bei normaler Temperatur des Lebens, die der Dichter als Grundton festzuhalten hat) weniger grell, die Gegensätze versöhnlicher darstellt. Das bedarf für uns keines Beweises mehr. Mit Auerbach kann und wird heute Gotthelf niemand mehr

*) Die Berliner Gesamtausgabe ist sprachlich gereinigt und abgeschwächt, Ferdinand Vetter ist in den Reclam'schen Ausgaben zu den Originalen zurückgekehrt.

vergleichen, selbst wenn immer noch einige Leute glauben sollten, daß der Verfasser der schwäbischen Dorfgeschichten die Schönheit habe, der Schweizer nur größere individuelle Wahrheit und Naturtreue. Aber wie wäre es, wenn man Gotthelf mit Gottfried Keller vergliche, gerade mit Keller, seinem jüngern Landsmann, der fast dieselben Stoffe behandelt?

In der That sind Gotthelf und Keller die dichterischen Typen, die heute als die einzig möglichen erscheinen — der Naturalist und der Realist, der poetische Realist, man könnte noch weiter gehen und sagen, der Schriftsteller mit großem dichterischen Talent, der vor allem auf seine Zeit einwirken will, und der wirkliche Dichter oder Künstler. Wenn Keller so vieles an Gotthelfs Werken auszusagen hatte, wenn er den künstlerischen Trieb und das Bedürfnis der Vollendung an ihm schmerzlich vermisse, so legte er eben den Maßstab seines Wesens an den Landsmann an, und umgekehrt, wenn Gotthelf alle Ästhetik zu verschmähen erklärte, wenn er in der Vorrede zu „Zeitgeist und Bernergeist“ sagt, er setze hiermit gegen den Rat seiner Freunde ein Buch in die Welt, das von Politik strohe, so folgte er damit auch wieder nur dem Drange seiner Natur, die in rein ästhetischem Schaffen keine Befriedigung gefunden hätte, auch wenn es ihr, was freilich ausgeschlossen ist, möglich gewesen wäre.

Und nun gehe ich noch weiter und teile die Dichter überhaupt in zwei Klassen ein, von denen die erste an die Zeit und den Boden der Heimat und damit an die Beobachtung (die allerdings auch Anschauungskraft voraussetzt) gebunden ist, während die andre eine freischaffende, selbständig gestaltende Phantasie hat und sich deshalb auch von dem Boden der Heimat, von der Wirklichkeit, aus den Zeitschranken lösen kann. Völlig wurzellos darf auch die zweite nicht sein und nicht werden, das schließt schon die Natur, die dichterische Begabung an und für sich aus, die die Grenzen der Menschennatur durchaus innehält, aber sie kann unendlich viel freier gestalten, da sie den Menschen gewissermaßen a priori kennt, nicht gerade die Menschen durch Einzelbeobachtung kennen zu lernen braucht. So scheint es, als ob in die erste Klasse die wahren, selbständigen Talente, in die zweite die Genies gehörten, aber ich möchte diese übermäßig oft angewandten Begriffe hier nicht brauchen, auch kann ja in der ersten Klasse, wie eben bei Gotthelf, der bisweilen auch seine Phantasie frei walten läßt, geniale Begabung vorhanden sein. Die Anwendung dieser Einteilung auf die Literaturgeschichte dürfte jedoch das eine oder andre bemerkenswerte Ergebnis haben.

Ohne Zweifel, Gotthelf übertrifft Keller weit an Reichtum im Einzelnen, auch an Kraft, aber der Künstler Keller weiß aus seinem beschränktem, doch charakteristischem Detail sehr viel mehr zu machen, er erreicht jene glückliche Durchdringung des Besondern und Allgemeinen, die die Bürgschaft der Allgemeinverständlichkeit und Allgemeingiltigkeit und damit auch der Dauer in

sich trägt, während Gotthelf bei all seinem Stoffreichtum und der Kraft seiner Charakteristik doch den Eindruck der Schwere nicht beseitigen kann, die auf die Länge sein Werk völlig zu Boden ziehen wird. Schon jetzt muß man Gotthelf oder doch sehr vieles von ihm studiren, während man Keller genießt — wenn man nicht eben einer von denen ist, die dem künstlerisch gewordenen in Spionenweise nachspüren und froh sind, die Organismen wieder auflösen zu können. Kellers Werke sind es denn vor allem auch gewesen, die die Gotthelfs bei den Gebildeten in den Hintergrund gedrängt haben — unzweifelhaft zu früh, aber doch sehr natürlich, denn der Künstler schlägt zuletzt immer den Nichtkünstler.

Das ist nun überhaupt die Schwäche des Naturalismus: er muß seiner Natur nach zu viel Detail aufnehmen, um auf die Dauer in der Gesamtheit wirken zu können. Das weiß er auch, und da er darauf verzichten muß, die völlige künstlerische Einfachheit zu erreichen, so erstrebt er eine gewisse äußere Einheit durch die Tendenz, sei es auch nur die sich verratende Weltanschauung des Dichters, an. Der Naturalismus ist also eine Kunst für die Zeit, und als solche kann er gewaltige Bedeutung haben; er kann freilich auch, und zwar als Schöpfer von *documents humains* für den Geschichtschreiber, eine bestimmte dauernde Bedeutung beanspruchen — die frische künstlerische Wirkung hört aber nach einigen Jahren oder Jahrzehnten auf, und da jeder große Dichter diese erstrebt, wird er sicher über den Naturalismus hinausstreben und auch über ihn hinausgelangen. Aber für die mittlern echten Talente ist der Naturalismus, der ja nicht Schmutznaturalismus zu sein braucht, vielleicht die angemessenste Kunsttrichtung; für sie ist es besser, wenn sie fest im Boden der Heimat wurzeln und gut beobachtetes Material der Wirklichkeit entnehmen, als wenn sie rein formell die größern Talente nachahmen und konventionelle Poesie liefern. Und ob sich die Anhänger des Alten, die gewöhnlich Naturalismus und Decadencelitteratur unterschiedslos zusammenwerfen, auf den Kopf stellen, das Lebensrecht des Naturalismus auch für die deutsche Litteratur ist seit Jeremias Gotthelfs Auftreten vollständig erwiesen und kann nicht weggeleugnet werden.

Gotthelf war nun freilich nichts weniger als ein mittleres Talent, sondern hatte eine geniale schriftstellerische Begabung, war vor allem eine bedeutende Persönlichkeit, ein Willensmensch, ein Mann der That, und das verleiht ihm eine Ausnahmestellung. Das haben seine ältern Beurteiler, selbst Keller, übersehen und ihn schulmeistern wollen; er konnte aber nicht anders sein, wie er war, und kann man ihn auch nicht in die Reihe unsrer ersten Dichter stellen, so gehört er doch unter die Schriftsteller, die gewaltig aufs Volk wirken, unter die sozialen Schriftsteller — da hat er in der deutschen Litteratur kaum seinesgleichen und ist noch heute von der größten Bedeutung. Soll ich seine Stellung in der Weltlitteratur bezeichnen — und er nimmt eine solche ein, obwohl er schwerlich

übersetzt, ja auch nur übersetzbar ist —, so möchte ich außer an Rousseau und Carlyle doch auch an Balzac erinnern, den der Naturalismus bisher allein als seinen „Vater“ bezeichnete. Wie dieser Franzose versucht hat, das gesamte Leben seines Volkes in einer Romansfolge darzustellen, so hat auch Wigius stets die Allseitigkeit des Berner Bauernlebens im Auge gehabt und, freilich ohne Programm, auch ein einigermaßen vollständiges Bild erreicht. Nun scheint freilich das Lebenswerk, das es mit einer ganzen großen Nation, mit dem, das es nur mit einem verschwindenden Bruchteil eines Volkes zu thun hat, nicht verglichen werden zu können; man muß aber in Betracht ziehen, daß Frankreich stets viel zentralisierter war als Deutschland, daß dort die gleichförmige städtische Bildung herrschte, während in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts noch jeder Winkel deutschen Landes sein ureignes Leben hatte. Sowohl der Großstädter Balzac wie der Bauer Gotthelf ist ein typischer Vertreter seines Volkes. Zwar ist es richtig, daß Balzac mehr mit der Litteratur seines Volkes zusammenhängt, Schriftsteller von Beruf ist, aber wenn man sich erinnert, daß auch er während seines ganzen Lebens nicht zu einem gleichmäßigen Stil gelangte, daß er ferner außer seinen litterarischen stets alle möglichen großartigen industriellen Pläne im Kopfe hatte, überhaupt von Haus aus ein Thatmensch war, wie er dies auch durch seine unermüdliche, ja gehezte Produktion bewies, so häufen sich die Berührungspunkte zwischen dem Franzosen und dem Schweizer. Die soziale und sittliche Tendenz Gotthelfs hatte Balzac nicht unmittelbar, wohl aber eine bestimmte soziologische und psychologische, er wollte die Rätsel der Sphinx Gesellschaft lösen und stellte zu dem Zweck, freilich aus andern Gründen, ebenso rücksichtslos dar wie Wigius. Wollte man ins Einzelne gehen, so könnte man selbst Gestalten der beiden Dichter miteinander vergleichen; so würden sich gewiß bei Balzac ein Dorngrütbauer und ein Harzer Hans finden. Ich will noch bemerken, daß Balzac zwei Jahre jünger war als Wigius, viel früher zu veröffentlichen begann, aber in seinen Hauptwerken mit dem Schweizer so ziemlich gleichen Schritt hält. Dem Namen nach hat Gotthelf übrigens Balzac gekannt, vielleicht selbst das eine oder das andre von ihm gelesen. Nur ihr Dichterschicksal ist sehr verschieden gewesen; während Gotthelf allmählich vergessen worden ist, hat Balzac stets seinen Ruf behalten und ist von den französischen Naturalisten viel gefeiert, daher auch in Deutschland noch vor nicht langer Zeit viel gelesen worden.

Mit deutschen Dichtern früherer oder späterer Zeit außer Keller kann man Gotthelf kaum vergleichen; wie die Vergleichung mit Auerbach, ist auch die mit Fritz Reuter rundweg abzulehnen, selbst unsre neuern Dorfdramatiker und Novellisten wie Anzengruber und Rosegger haben mit dem alten Schweizer wenig gemein, am meisten noch Anzengruber. Der litterarische Gegenfüßler Gotthelfs war Gutzkow, der, wenn auch durchaus in der Gotthelf entgegen- gesetzten Richtung thätig, sich doch in manchem mit ihm berührt: auch bei

ihm ist das poetische Talent nicht das Erste, von Haus aus jedoch lange nicht so mächtig wie das Gotthelfs, auch er ist vor allem Zeitschriftsteller und Kämpfer und leistet, wie Keller bemerkt, „für Charakterisirung der politischen Tröpfe in den obern Regionen, der unklaren und eigensüchtigen Gemüther von feinerem Korn ausgezeichnetes in seiner merkwürdigen Durchdringungs- und Anempfindungskunst,“ wie er zugleich auch manche der Nachtgestalten großer Städte zuerst wenigstens halbnaturalistisch geschildert hat. Aber auch Gutzkow und Gotthelf stehen sich wie Städter und Bauer gegenüber, und Gutzkows Welt bleibt doch im ganzen viel schattenhafter als die Gotthelfs.

Als Nachfolger Gotthelfs könnte man vielleicht den unter dem Namen W. D. v. Horn schreibenden Pfarrer W. Örtel betrachten, doch ist mir das Verhältnis der beiden nicht klar. Die wahren Jünger des Schweizers sollten natürlich unter den modernen deutschen Naturalisten zu finden sein, aber soweit ich es übersehen kann, ist kein einziger von ihm beeinflusst worden. Nun, das kann, obgleich man jetzt ja dem Naturalismus längst Valet gesagt zu haben behauptet, immer noch kommen. Wie man überhaupt bei den großen Dichtern der fünfziger Jahre wird Anschluß suchen müssen, wenn man über die fruchtlose moderne Experimentirerei hinaus will, so wird man auch Jeremias Gotthelf sein Recht zu teil werden lassen und von ihm lernen, was Kraft, Gesundheit, wahre Gegenständlichkeit, echte Volksmäßigkeit ist. In der Verbindung des heimatlichen Charakters der Dichtung, wahrhaften volkstümlichen Lebens mit dem modernen sozialen Geiste und ehrlichem künstlerischem Streben sehe ich zunächst das Heil unsrer Litteratur. Manche Leute meinen freilich, daß ich damit nicht in die Tiefe dränge, daß es der Kampf um eine „neue sittlich-religiöse Weltanschauung aus dem Grundwesen deutscher Art“ sei, der sich auch in der Litteratur vor uns entfalte, daß, wenn wir diese Weltanschauung erst haben würden — und wir müssen sie haben! —, alles andre von selber komme. Nun, mögen diese Leute über ungelegten Eiern brüten! Dem mitten in der litterarischen Bewegung stehenden muß es genügen, nach bestem Wissen und Gewissen praktische Fingerzeige zu geben, den großen Alten ihr Recht zu verschaffen, allzu begehrliche Zungen in die Schranken zurückzuweisen, die sie sich selbst durch ihre bisherigen Leistungen gezogen haben.

